



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

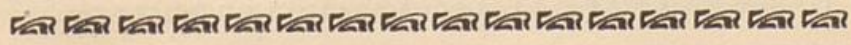
Geheime Miterzieher

Loewenberg, Jakob

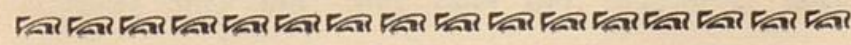
Hamburg, 1906

Zwischen Schule und Haus

urn:nbn:de:hbz:466:1-31106



Zwischen Schule und Haus



Das ist die erste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.

Die zweite Seite des Buches ist ebenfalls sehr interessant.

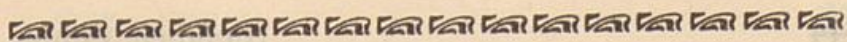
Die dritte Seite des Buches ist ebenfalls sehr interessant.

Die vierte Seite des Buches ist ebenfalls sehr interessant.

Die fünfte Seite des Buches ist ebenfalls sehr interessant.

Zwischen Schule und Haus

Das ist die letzte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.



Weit hinter uns in rosiger Ferne liegen die Tage der Kindheit, die uns heute, da wir daraus vertrieben sind, ein sonniges Paradies dünken. An den Pforten dieses Paradieses halten zwei Wächter Wacht, der eine fast immer milde und gut und freigebig, der andere ernst und strenge und Arbeit heischend, der eine nach dem Baum des Lebens, der andere nach dem der Erkenntnis weisend: Haus und Schule.

fein

Es gibt wohl kaum einen größeren Wechsel im Dasein des Kindes, als den, wenn es von dem einen zum andern geführt wird. Der erste Schultag bildet eine Grenze im Leben, wie sie einschneidender kaum wiederkehrt.

Bis dahin war das Haus die Welt des Kindes, jeder Korridor ein Meer, jede Kammer ein Erdteil. Und darin schaltete es frei, trotz Vater und Mutter, ein unbeschränkter Herrscher. Es stand auf, wenn es ausgeschlafen hatte, es aß und trank, wenn es Hunger und Durst fühlte, es spielte, wenn die Lust es ankam, es legte sich nieder, wenn es müde war, es stand oder saß, ging oder lief, plauderte oder

schwieg, wie es ihm beliebte. Keine Sorge und keine Last drückten es, das Morgen war ein fernes Unbekanntes, an das es höchstens einmal in froher Erwartung dachte: „Un wenn ich noch mal schlafen hab', un wenn ich wieder aufsteh', un denn is Geburtstag.“

Da kommt die Schule, und mit einem Schläge ist alles verändert. Es ist, als wenn eine graue Nebelwolke über eine sonnige Landschaft gefahren. Von nun an heißt es: Du mußt! Du mußt zu der und der Zeit aufstehen, du mußt zu bestimmter Zeit das Haus verlassen; mußt dich stellen und dich setzen, kommen und gehen, sprechen und schweigen, nicht wie du's willst, nein, wie man's dir befiehlt. Und jetzt mußt du auch an den morgigen Tag denken; denn zu morgen muß das und das geschrieben, das und das gelernt sein.

Ja, jetzt kommen sie, die treuen Begleiter des Menschen, die Sorgen. Von dem ersten Tag an, da du zur Schule gehst, sind sie da, und sie lassen dich nicht, bis man dein müdes Haupt zur Ruh gebettet. Das Paradies der Kindheit ist eigentlich zu Ende, der Ort, wo alles von selber wächst und blüht und reift; in den Garten der Kindheit wirst du geführt, wo man gräbt und säet und pflanzt, und wo man auch Unkraut jätet und wilde Ranken schneidet.

Ahnt das Kind, was ihm bevorsteht? Mit einem

gewissen Zagen und Bangen überschreitet jedes Kind, das schüchterne Mädchen wie der wildeste Bube, zum erstenmal die Schwelle der Schule. Sind auch jene Zeiten vorüber, da man dem Kinde die Schule als ein Schreckgespenst vormalte, als einen Bußmann, der in einem Tage alles nachholen sollte, was die sanfte, nachgiebige Mutter bislang an Schelten und Schlägen — und Erziehung gespart: „Warte nur erst, wenn du zur Schule kommst!“ Sprechen vernünftige Eltern auch nicht so von der Schule, so ist doch das kleine Wesen gewöhnlich sehr traurig und fühlt sich ganz verlassen, wenn Vater oder Mutter, die es zur Schule geführt haben, fortgehen und es nun mit einem Male allein und einsam unter lauter fremden Besichtern steht.

Mit raschem Entschluß springt es da wohl auf und eilt mitten aus der Klasse nach der Türe. „Wohin, mein Kind?“

„Ich will nach Mama!“ ruft es schmerzlich weinend.

„Das geht nicht, Kind, du mußt jetzt hier bleiben.“

„Ich mag aber nicht hier sein, ich will nach Hause.“

„Später, mein Kind, erst will ich euch eine Geschichte erzählen.“

Und mit sanfter, aber fester Hand wird es zum Platz zurückgeführt. Da mögen wohl Erinnerungen an böse Stiefmütter, an Hänsel- und Gretelgeschichten

durch die junge Seele gehen, die in ihrer Verlassenheit ausschaut, ob denn kein guter Geist die finstere Türe öffnen will.

Doch über diese Stimmungen kommt das Kind bald weg. Neben dem Zagen und Bangen lebt noch ein andres in seiner Seele. Es weiß, nun gibt es etwas Neues, und für ein Neues ist jedes Kind zu haben. Außerdem ist mit dem sechsten oder siebenten Lebensjahre der Tätigkeitstrieb des Kindes so groß, daß das gewöhnliche Spiel nicht mehr ausreicht, und daß es gebieterisch nach Beschäftigung und Arbeit verlangt, nach einer Arbeit, die Ziel und Zweck hat, die nützt und freut. Und kann es auch natürlich den Zweck der Schularbeit noch nicht einsehen, es empfindet doch, ich tue da etwas, was erwachsene Personen auch tun, was sie gern getan sehen; es fühlt, ich bin eine Stufe höher gestiegen, ich bin mehr als ein Spielkind, bin, was ältere Brüder oder Schwestern sind, ein Schulkind. Und mehr sein, größer werden — wachsen will ja jedes Kind.

Natürlich trägt ja auch die Schule Sorge, dem Kinde den Übergang zu erleichtern (sollte es wenigstens tun), gestattet ihm manche Freiheit, schließt sich in Ton und Ausdrucksweise ganz dem Hause an, so daß das kleine Geschöpf sich bald heimisch fühlt und oft ganz vergißt, wo und warum es da ist, und offen alles ausplaudert, was ihm auf der

Seele liegt. Wie ein Bächlein, das den Berg hinunterspringt, rieseln ihm die Worte vom Munde, und wenn man nicht ein Wehr vorsezt, geht es endlos weiter und von allen Seiten rauscht es herbei: „Du, weißt du, ich habe eine Tante“ — „Und ich hab' einmal einen Hund gesehen“ — „Und einmal war ein Gewitter, da hat mein Vater“ — „Meine Mutter ist einmal in einen Graben gefallen, und da kam der Storch und“ — Die Furcht vor dem Lehrer schwindet bald. Am Ende ist er nur ein großer Spielkamerad, aber ein netter, vor dem man sich nicht zu scheuen braucht. „Hast du schon mal ein Wort gehört, das mit einem A anfängt?“ fragte ich einmal einen kleinen Abschwüzen, der Adolf hieß, „ich möcht' einmal gern eins hören.“ Und im Tone des tiefsten Mitleids erwidert der Junge: „Hast du denn mein lebtag noch keins gehört?“

Kommt nun das Kind vom ersten Schultage nach Hause, da bringen die Eltern ihm etwas entgegen, was man ihnen für die Dauer der Schulzeit aufs lebhafteste wünschen möchte: Interesse für alles, was in der Schule mit dem Kinde und in ihm vorgegangen. Und selbst die ärmste, vielbeschäftigte Mutter, selbst der arbeitüberhäufte, sorgengedrückte Vater — an dem Tage fragen sie gewiß: „Nun, wie ist's gegangen?“ Und wenn dann der kleine Abschwüze sich stolz hinstellt und von hunderttausend

Dingen erzählt und mit der wichtigsten Miene von der Welt in der Luft vormalt, was er gelernt hat: „Ich setze an: auf — eins, ab — zwei, auf — drei, Punkt!!!“ und bei dem Worte Punkt eine Bewegung macht, als wollte er das Zentrum der Welt durchbohren, dann denken die Eltern freudestrahlend: Gut geht's, natürlich gut.

Aber bald will's nicht mehr gut gehen. Das Kind ist vielleicht unbegabt, träge, zerstreut, unaufmerksam, der rechte Lehrer weiß das schon nach kurzer Zeit; aber die Eltern sollen nun eine Erfahrung machen, die sie bisher nicht machen wollten, nicht machen konnten. Ihr Kind unbegabt? Wie kann das Ding plaudern, welche drolligen Antworten gibt es, welche klugen Einfälle hat es! Sollte ihm auch der Lehrer kein Unrecht tun; vielleicht gar andere Kinder vorziehen? Bewiß, unser Kind, ein Kind, dessen Eltern wir sind, kann das unbegabt sein?

Solche Erwägungen und Gedanken sind den Eltern und besonders denjenigen, die ihr erstes oder gar ihr einziges Kind zur Schule schicken, nicht zu verargen. Selbstverständlich, ihr Kind, als Kind allein, als ihr Kind an sich betrachtet, ist klug und begabt, ist fleißig und aufmerksam, ist gescheit und geschickt; aber alles, was sie bei ihrem Kinde für individuell halten, ist Wesen der Gattung, und alle diese Tugenden mindern sich oder verschwinden gar,

wenn man es mit andern Kindern vergleicht. Wem nur eine Rose im Garten blüht, der wird sie immer für schön und prächtig, vielleicht für die schönste und prächtigste halten; wer aber ganze Rosenkulturen hegt, der wird und muß vergleichen und danach den Wert bestimmen. Glücklicherweise hängt der Wert der Rose nicht allein von Farbe und Größe und Form ab, es kommt auch darauf an, wie sie duftet. Und ein minderbegabtes Kind, aber ein Kind mit zartem Empfinden, mit tiefem Gemüt und ernstem Wollen kann einem reichbegabten vorzuziehen sein.

Vom ersten Schultage an ist die Verbindung zwischen Haus und Schule geknüpft, ist die Brücke geschlagen, über welche so manche erfreuende Botschaften, so manche unangenehme Mitteilungen von einem zum andern wandern. Vom ersten Tage an werden auch die Wünsche laut, die Forderungen erhoben, die die beiden aneinander zu stellen berechtigt, oder auch nicht berechtigt sind. Das Haus ist das erste, das gibt, das sein Liebstes, sein Bestes gibt, das sich Freuden versagt, das auf Rechte verzichtet, die ihm gebühren. Da es zuerst gibt, hat es auch zuerst zu fordern. Und seine Forderung kann keine andere sein als die, daß die Schule alle Mittel anwende, alle Veranstaltungen treffe, um die körperlichen wie die geistigen Kräfte der Kinder harmonisch zu entwickeln und auszubilden.

Alle Erziehung, aller Unterricht haben zum höchsten Zweck die Pflege des Keimenschlichen, das zugleich das Göttliche ist. Sie sollen das Kind zur Selbsttätigkeit führen im Dienste des Wahren, Schönen und Guten. Die Schule soll ihre Zöglinge für jene Besinnung begeistern, die gerade unserer Zeit so not tut, für jene Besinnung, die inmitten aller Zwispältigkeiten des Lebens, aller Standes- und Glaubensunterschiede, über alle Schranken des Vorurteils hinweg den Menschen im Menschen ehrt und es nie vergißt, daß es eine schöne, freie Humanität gibt, in der wir uns alle zusammenfinden sollen. — Ein Unterricht, der nur Kenntnisse vermittelt, der nur Fertigkeiten lehrt, ist kein Unterricht, ist eine Dressur. Der wahre Unterricht soll zugleich erziehend wirken, soll nicht bloß den Geist mit nützlichem Wissen, soll auch das Gemüt mit edlem Empfinden, den Willen mit nachdauerndem Streben erfüllen. Darum lassen sich Erziehung und Unterricht nicht trennen, darum ist die Schule nicht bloß eine Lehr-, sondern auch eine Erziehungsanstalt.

Ob für Knaben oder Mädchen bestimmt, die Bildung soll eine gleichwertige sein, wenn auch nicht eine gleichartige. Es ist ein Irrtum zu meinen, ein Mädchen brauche nicht viel zu lernen. Vielleicht nicht so vielerlei, aber sicherlich so viel wie die Knaben. Der Knabe kann eher ein Vielerlei vertragen,

in ihm ist ein lebhafter Drang zur Vervollständigung seines Wissens, ein eifriges Streben, der Sache auf den Grund zu kommen. Und wenn er die Schule verläßt, sei es mit 15, sei es mit 18 Jahren, so hat er noch viele Lehr- und Wanderjahre vor sich, ehe er gereift ist. Es ist ein Glück für ihn, daß er so lange, wie man bezeichnend sagt, ein „grüner Junge“ bleibt. Er kann noch treiben und sprossen und wachsen.

Wenn aber unsere Mädchen die Schule verlassen, stehen sie an der Schwelle der Reife. Nur kurze Zeit und das, was man Leben nennt, tritt mit allen seinen Forderungen, seinen Freuden und Leiden, seinen Lockungen und Pflichten an sie heran. Darum soll das, was sie mitnehmen aus der Schule, ein festes, bleibendes Gut sein. Mag es an Umfang dem Wissen der Knaben nachstehen, an Vertiefung, an Klarheit und Durchdringung des Stoffes muß es ihm überlegen sein. Nichts verderblicher — und gerade für ein Mädchen — als Halbwissen, als Oberflächlichkeit, als ein Flitterschmuck von Bildung, ein Prunken mit schillerndem Tand. Es braucht nicht alles zu wissen, nicht überall beschlagen zu sein, aber was es weiß, wisse es fest und klar und gründlich. Es ist ein Schlag in das Gesicht jeder echten Bildung, wenn man Kurse einrichtet, in denen mit den jungen unerwachsenen Mädchen die wich-

tigste Ereignisse, die die Tagespresse meldet, — politische, literarische, theatralische — besprochen werden, damit sie vielleicht abends in Gesellschaften darüber mitsprechen können. „Die höhere Bildung eines Mädchens wird sich in dem ganzen Wesen aussprechen, ehe sie nur mit einem einzigen Worte irgend etwas geäußert, was sie gelernt, dagegen nur zu oft Mädchen den größten Mangel an Bildung durch die taktlose Weise verraten, mit der sie ihr bißchen Schulwissen zudringlich eitel anzubringen suchen.“

Mit Recht heißt es, wer die Jugend hat, hat die Zukunft, und mit nicht geringerm Recht, die Familie ist die Grundlage des Staates. Auf die Jugend aber hat niemand größern Einfluß als die Mutter, und die Seele der Familie ist die Frau. Es ist kein Zufall, daß fast alle großen Männer mit schwärmerischer Liebe und Verehrung ihrer Mütter gedenken, daß sie die tiefsten Quellen ihres Seins als ein mütterliches Erbteil betrachten. Darum nehme die Bildung und Erziehung der Mädchen darauf Bedacht, sie auf dem Boden eines vollentwickelten Menschendaseins in erster Linie zu befähigen, dereinst die Pflichten ihres natürlichen Berufes zu erfüllen. Dieser Beruf überragt an Bedeutung und Wichtigkeit bei weitem alle anderen, um die die Frauen heute der „Gleichberechtigung“ wegen mit den Männern kämpfen.

Aber neben der liebenden Sorge für das Kleine und Unscheinbare, für das, was das Haus heimisch und traut macht, für das, was es ziert und schmückt, soll auch Interesse und Verständnis für die großen Fragen, die unser Volk und unsere Zeit bewegen, in ihnen geweckt und gepflegt werden.

Nicht gelehrt, aber gebildet sollen unsere Mädchen sein, gebildet in dem Goetheschen Sinne:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Taten Wert,
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt.
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenket,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.

Für das Haus seien unsere Mädchen erzogen. Doch hart und gebieterisch tritt das Schicksal oft an sie heran und weist sie aus dem Hause, wo sie gern schalten und walten möchten. Nicht vorbereiten für einen Berufszweig kann und soll die Schule, aber ausrüsten, wehrhaft machen soll sie auch die Mädchen, daß sie, auf sich selbst angewiesen, Mut und Kraft genug besitzen, selbst in widrigen Verhältnissen mit warmem Herzen und festem Sinn den Kampf des Lebens zu bestehen.

Und wer von ihnen Anlagen und Neigung hat, sich der Wissenschaft zu widmen, einen Beruf zu ergreifen, der bisher nur den Männern vorbehalten war, dem sollten die Wege dazu offen stehen. Aber es ist grundverkehrt, nun ohne weiteres Mädchengymnasien einrichten zu wollen und alle Fehler, alle Unmethodik, an denen unsere Knabengymnasien leiden, auf sie zu übertragen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: wenn die alten Grundsätze der Pädagogik „vom Leichten zum Schweren“, „vom Nahen zum Entfernten“ allgemein gültig sind, dann ist es ein Unding, ein Widersinn, mit neunjährigen Knaben auf der Sexta Latein und mit sechzehnjährigen auf der Obersekunda Englisch zu beginnen. Noch größer aber wäre die Unnatur, wenn man nun Mädchen in derselben Weise lehren wollte, wenn man den großen Vorzug, der die Volksschule vor allen unsern höhern Schulen auszeichnet, nicht ihnen zu gute kommen lassen wollte, den einer gesunden Methodik.

Lehrer sein ist kein Handwerk, das nur in Aufgeben und Abhören besteht, es ist eine Kunst, eine schwere Kunst. Sehr feinsinnig sagt Otto Ernst in seiner Novellensammlung „Aus verborgenen Tiefen“: „Es ist ein schwacher Vergleich, von Samenkörnern des Wissens zu sprechen, die wir ausstreuen; die Körner, die wir säen, müssen schon mit allen Wur-

zeln, mit der logischen Pfahlwurzel, mit den feinen psychischen Fasern versehen sein, damit sie in dem neuen Boden sogleich festen Fuß fassen. Das ist die schwere Kunst des Pflanzens, die der Lehrer nie auslernt zu begreifen."

Und um wie viel behutsamer, sorgfältiger und vorsichtiger, um wie viel mehr ausspähend nach dem rechten Augenblick muß das Pflanzen vor sich gehen, wenn es gilt, die Samenkörner in den zarten, weichen Boden einer Mädchenseele als in den kräftigen, starken Acker des Knabengeistes zu streuen. Bei den Knaben kann man viel allgemeiner vorgehen, sie bilden ein geschlossenes Ganze, eine Kolonne, eine Truppe, und das Kommandowort, das an den einen ergeht, pflanzt sich zu den andern fort. Jedes Mädchen aber bildet für sich ein Ganzes, jede ist in ihrer Weise anders, jede Individualität muß viel mehr berücksichtigt werden. Stimmungen, Launen und Einfälle beherrschen sie und wechseln wie Wind und Wetter, ein Wort regt sie auf, ein Laut lenkt sie ab, das körperliche Befinden beeinflusst sie ganz anders als Knaben. Das alles soll beachtet, bekämpft werden, bis jene gleichmäßige Ruhe des Geistes, jenes milde, sonnige Frühlingwetter erzielt wird, in dem die jungen Saaten am besten gedeihen.

Doch trotz aller Liebe und Mühe und Aufopferung, trotz alles Könnens und Wissens wird der Lehrer

seine Aufgabe nur dann gut erfüllen können, wenn ihm das Haus als treuer Helfer zur Seite steht. Daß es das tue, ist eigentlich so selbstverständlich, so natürlich, daß man es kaum zu erwähnen brauchte, aber das Wahre ist nicht immer wahrscheinlich, das Selbstverständliche versteht sich nicht immer von selbst.

Was kann nun die Schule in erster Linie für sich verlangen? Interesse für ihre Bestrebungen. Wir haben es am ersten Schultage gesehen, das Interesse ist da; aber leider bleibt es nicht, geht nach den ersten Wochen oft verloren. Freilich, wenn das Zeugnis an dem Quartalsende, wenn die Zeit der Beresung kommt, dann hebt es sich wieder: Der wieviele bist du geworden? Kommst du auch mit?

Was in der Zwischenzeit vorgegangen, ist manchen Eltern ein Buch mit sieben Siegeln. „Welche Schule besucht Ihr Junge?“ fragte ich einst einen Bekannten. „Das Gymnasium.“ „Auf welcher Klasse ist er?“ „Auf welcher Klasse? Das weiß ich wirklich nicht, ich will ihn mal gleich fragen.“

Wer sich wahrhaft für die Fortschritte seines Kindes interessiert, dem braucht das Zeugnis nicht erst zu sagen, wie's mit ihm steht; der arbeitet Tag um Tag mit ihm, der erfreut sich Tag um Tag an seinem geistigen Wachstum.

Das Haus hätte Grund, die Schule wegen Berkümmernng seiner Freuden anzuklagen. Es sieht zu-

meist nur die körperliche Entwicklung; aber die seelische, dieses sich Recken und Strecken des kleinen Geistes, zu beobachten, zu sehen, wie sich Tag um Tag sein Blick erweitert, sein Schatz vermehrt, wie ihm heute ein unübersteiglicher Berg dünkt, was es morgen mit leichtem Anlauf nimmt, wie seine Seele sich dehnt, sein Gemüt sich vertieft: das ist viel interessanter, viel erfreuender, und davon geht dem Hause so viel verloren. Es brauchte nicht immer so zu sein. Eine Mutter, ein Vater — und wären ihnen selber die Wissensgebiete fremd — können doch mit ihrem Kinde lernen und arbeiten. Ich kenne Mütter, die das griechische Alphabet gelernt haben, um nur ihren Jungen die Vokabeln abhören zu können. Ein paar Fragen, eine Ermunterung, eine Ermahnung, ein Blick ins Heft, nicht gelegentlich einmal, tagtäglich — und dereinst, wenn das Kind erwachsen und die Erinnerung es in seine Schulzeit zurückführt, da erblickt es neben sich ratend und helfend und sorgend das geliebte Gesicht der Mutter, der Lehrerin, das ernste Antlitz des Vaters, des Lehrers. Aber die Zeit dafür? Ich gebe zu, daß sie sich manchmal schwer finden läßt; aber wenn die Eltern die Überzeugung haben, sie muß sich finden lassen, dann wird sie sich auch finden.

Bedarf schon der Unterricht der Unterstützung des Elternhauses, mehr noch die Erziehung. In der

Schule kann sich das Kind weniger frei geben, die Schulzucht stutzt ihm schon die Flügel; soll es an die Kardinaltugenden des Behorsams, der Pünktlichkeit, der Ordnung, Reinlichkeit, soll es an treue Pflichterfüllung gewöhnt werden, so kann das nimmermehr ohne treue Mithilfe des Hauses geschehen. Die Klage mancher Eltern, unser Kind ist so unordentlich, so ungehorsam, ist keine Klage gegen die Schule, ist zumeist ein Vorwurf gegen sie selber. Wie's im Hause seines Schülers aussieht, davon kann sich der Lehrer — auch wenn er es nie gesehen — fast immer ein zutreffendes Bild machen.

Und noch in einem dritten Punkte muß sich das Interesse für die Schule — und ich denke hierbei besonders an die Privatschule — zeigen, in der Wertschätzung der Schule. Das Kind muß wissen, daß die Eltern die Schule und ihre Einrichtungen für etwas Wichtiges halten, daß die Pflichten, die sie auferlegt, erfüllt werden müssen, selbst dann, wenn die Freuden, die der Tag bietet, noch so verlockend sind.

Gewiß, ich kann es begreifen, daß es schmerzlich für ein Mutterherz ist, wenn ein Kind, des Hauses schönster Schmuck, an der Freude der Familie nicht teilnehmen kann — und ich kann mir sehr gut Feste denken, von denen das Kind hartnäckig fernzuhalten, geradezu ein Unrecht wäre. Während die Privatschule

sich leicht zu milde zeigt, ist die Staatschule in dem Punkte manchmal bürokratisch grausam. Es gibt Schulpedanten, die da meinen, die Welt ginge unter, wenn ein Kind einmal eine Schulstunde versäume. In den meisten Fällen werden sich beide, Schulpflicht und Hausfreude, vereinigen lassen. Wenn aber jene allein die Herrschaft beanspruchen muß, nun gut, so mag das Kind auf die Freude verzichten, so mag es schon früh lernen, daß wir da, wo die Pflicht gebietet, dem Genuß entsagen müssen, und in der Stärkung seines Pflichtgefühls gewinnt es einen moralischen Vorteil, der die leichten Freuden des Tages weit überwiegt.

Außer dem Interesse für sie, der Unterstützung ihrer Bestrebungen, der vollsten Beachtung ihrer Anordnungen, kann die Schule vom Hause Gerechtigkeit in der Beurteilung ihres Tuns verlangen. Aber ehe sie verlangt, muß sie geben.

Gerechtigkeit des Lehrers! Nicht die objektive, richterliche Gerechtigkeit, die subjektive, pädagogische, die alle Verhältnisse in Betracht zieht, alle Gründe zu erforschen strebt und vor allem weniger der Sache als dem Kinde gerecht zu werden sucht. Sie ist eine so notwendige Voraussetzung des kindlichen Vertrauens, daß ihr Gegenteil unfaßbar erscheint. Ein Erwachsener, ein Lehrer, der einem Kinde absichtlich Unrecht tun könnte, der seine Macht gebrauchen

könnte, erlittene Unbill an ihm zu rächen, wäre etwas Ungeheuerliches.

In seinem ganzen Verhalten zum Kinde gibt sich die Berechtigung des Lehrers kund, in der Art und Weise, wie er die Schulordnung und Schulzucht ihm gegenüber anwendet. Wo viele einzelne Kräfte zu einem Ganzen verbunden sind, wo sie auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten, müssen sie sich Einrichtungen und Gesetzen unterwerfen. Und diese Einrichtungen und Gesetze müssen mit Festigkeit und Konsequenz durchgeführt werden. So wünschenswert es nun auch ist, daß das Haus mit seinen Erfahrungen und Beobachtungen die Schule unterstützt, so selbstverständlich es ist, daß jede Mitteilung, die das Wohl des Kindes zu fördern geeignet ist, Beachtung findet, ebenso streng muß jedem willkürlichen Eingreifen des Hauses in die festgefügte Zucht und Ordnung der Schule entgegengetreten werden. Wer einer Schule das Vertrauen im Großen schenkt, daß er ihr sein Kind anvertraut, muß auch das Vertrauen im Kleinen zeigen, daß er sich den Anordnungen und Maßnahmen fügt, selbst, wenn er einmal nicht ganz von ihrer Richtigkeit überzeugt sein sollte. Wo ein Zwiespalt der Meinungen herrscht, wird eine mündliche Aussprache leicht aufklärend und verständigend wirken. Eins aber muß immer den Eltern feststehen: die Schule will stets das Beste des Kindes.

Mit Festigkeit und Berechtigung, nicht aber mit unerbittlicher Strenge, muß die Schulordnung aufrecht erhalten werden. Mit jener Berechtigung, die an Lehrer und Lernende vor allem die Forderung treuer Pflichterfüllung stellt, die Schlaffheit und Willkür bekämpft; denn sie weiß, „daß nichts schonungsloser gegen die Jugend als jene weichliche Schonung, die jeden Fehler unbedeutend, jede Unart geringfügig, nichts inhumaner als jene Humanität, die der Störrigkeit nur mit Freundlichkeit, der Ungezogenheit nur mit Geduld und Nachsicht beizukommen sucht“. Bewiß, die Schule soll dem Kinde eine Stätte sein, wo es mit Lust und Liebe weilt — eine schlechte Schule das, aus der die Freude und der Humor verbannt ist, ein schlechter Lehrer, in dessen Klasse nie gelacht wird — aber die echte Berechtigung läßt sich sehr gut mit Milde und Freundlichkeit, mit Heiterkeit und Frohsinn verbinden, ist doch ihre tiefste Wurzel die Liebe selber.

Die Berechtigkeitsliebe der Lehrer kommt auch vor allem in der Erteilung der Zeugnisse zum Ausdruck. Zeugnisse! Es ist eine schwierige Sache, mit einem Wort, mit einer Zahl gar, über monatelanges Arbeiten, über eifriges Streben und Wollen zu urteilen. Aber diese Aufgabe wird noch erschwert, wenn außer den beiden maßgebenden Faktoren, dem Kinde und seinen Leistungen, auch noch ein dritter Faktor in

Betracht gezogen wird: die Eltern. Und da kann man manchen Privatschulen nicht den Vorwurf ersparen, daß hinter dem Lehrer, der die Zeugnisse gibt, unsichtbar der Vater oder die Mutter steht.

Es ist merkwürdig, wie gern sich in Bezug auf Schulzeugnisse oft die klügste Mutter, der verständigste Vater täuschen lassen will. Ich habe eine Schule gekannt, die eine Stufenfolge von 10 Prädikaten hatte: 1 musterhaft, 2 vorzüglich, 3 sehr gut, 4 recht gut, 5 gut u. s. w. Wie viele haben wohl eingesehen, daß dies gut mit ungenügend identisch ist? Ein Knabe aus einer solchen Schule, den ich einst für die Quarta prüfen sollte, hatte im Französischen in Aussprache, Grammatik, Lektüre, Konversation, Stil „recht gut“ und „sehr gut“, — und er war kaum reif für die Sexta. An einer andern Schule rief die Frage, wer soll den ersten Platz haben, die ängstlichsten Zweifel und Bedenken wach — und ich gestehe, es ist manchmal sehr schwer, die Frage gerecht zu beantworten, und ich kann es begreifen, wenn man aus pädagogischen Gründen gar keine Plätze bestimmt — aber wie half man sich? Man bezeichnete die Schüler als Erst-Erster, als Zweit-Erster, als Dritt-Erster u. s. w., so daß eigentlich der Unterste der Letzt-Erste war. Solch wunderbare Zahlordnungen, solche Rücksichtnahme auf das Haus sind natürlich nur Ausnahmen, nur Auswüchse. Daß sie

vorkommen können, zeigt neben anderm aber auch, daß die Eltern oft Verkehrtes wünschen, daß sie da fordern, wo sie zurückweisen sollten. Gibt eine Schule aber solchen Forderungen nach, dann untergräbt sie sich ihren eigenen Boden, dann verliert sie die Berechtigung ihrer Existenz.

Die Privatschule hat der Staatsschule, die natürlich wieder ihre eigenen Vorzüge hat, manches voraus: die engere Verbindung mit dem Hause, die größere Berücksichtigung der Individualität des Kindes, die Freiheit der Bewegung. Sie kann veraltete Einrichtungen abschaffen, neue Methoden und Bücher einführen, neue Lehrgänge probieren, ohne erst zu fragen oder zu warten, ob man auch „oben“ damit einverstanden ist. Es hat seinen guten Grund, daß fast alle großen Pädagogen an Privatschulen gewirkt haben, daß fast alle wesentlichen Neuerungen und Reformen von ihnen ausgegangen sind. Aber in das gerade Gegenteil verkehrt sich diese Freiheit der Bewegung, in eine erniedrigende Knechtschaft, wo die Privatschule auf die Rechte verzichten wollte, die man ohne weiteres der Staatsschule zugesteht, wo sie Forderungen erfüllen mußte, die jeder Pädagogik Hohn sprechen.

Wie sehr sich aber auch der Lehrer bestrebt, dem Kinde Berechtigung widerfahren zu lassen, nicht selten wird es glauben, ihm sei Unrecht geschehen.

Nicht nur aus Selbstsucht und Trotz. Kann das Kind doch nicht immer ermessen, welche Beweggründe den Lehrer leiten, und ist der Lehrer doch nicht immer in der Lage, die Motive seiner Handlungsweise aufdecken zu können. „Ein anderes Kind hat genau dasselbe getan wie ich und ist doch viel weniger streng bestraft worden.“ Ja, wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Dieser Grundsatz gilt nirgends mehr als auf dem Gebiete der Schule. Das träge und das unbegabte Kind, das wilde und das hinterlistige, das wahrheitsliebende und das lügnerische für zwei gleiche Vergehen gleich bestrafen zu wollen, wäre die schreiendste Ungerechtigkeit.

Und noch eins, Kinder haben eine sehr lebhaftere Phantasie, und sie lieben es, besonders Mädchen, sich wichtig zu machen. Sie sagen die Unwahrheit, ohne daß sie es beabsichtigen, und etwas, was sie nur halb gehört oder mißverstanden haben, legen sie sich oft auf wunderbare Weise zurecht. Da ist es nicht mehr als billig, daß die Eltern über Klagen der Kinder mit ihrem Urteil zurückhalten, bis sie auch die andere Anschauung kennen. „Eines Mannes Red' ist keine Red', ihr sollt sie hören alle beed'.“ Und nun gar erst, wenn dieser eine Mann ein Kind ist. — Gewissen Kindern, es sind gottlob nur wenige, erscheint die Schule wirklich als eine böse Hexe, die die liebe Unschuld einsperrt und nächstens gar auf-

fressen will. Sie können alles, lernen alles, sind immer fleißig und immer brav und trotzdem — Gegen solche Art muß energisch vorgegangen werden.

Und doch kann der Lehrer dem Kinde Unrecht tun, aus dem einfachen Grunde, weil er Mensch ist und sich irren kann. Ich kann die Entrüstung, kann den Schmerz der Eltern begreifen, wenn ihrem Liebling wirklich Unrecht widerfahren ist. Doch gerade in einem solchen Fall heißt es, auf der Hut sein, nicht des Lehrers, nein, des Kindes halber, damit diesem nicht noch größeres Unrecht geschehe.

Das Kind verehrt in seinem Lehrer das Ideal des Menschentums, er ist ihm, wenigstens in jüngeren Jahren, höchste Autorität; jedes verächtliche, jedes kränkende Wort, das es über ihn hört, fällt wie tötender Reif auf seine Seele und zerstört die jungen Blüten der Liebe und des Vertrauens. Hat der Lehrer sich geirrt, so überzeuge man ihn davon, und es müßte ein schlechter Lehrer sein, der auch dem Kinde gegenüber nicht offen sein Bedauern über seinen Irrtum ausspräche: „Es tut mir leid, ich habe dir Unrecht getan, ich habe mich geirrt.“ Wenn der Lehrer solch ein Wort spricht, so setzt es ihn wahrlich nicht herab, aber es tilgt jede Bitterkeit, jeden Trotz in des Kindes Seele. Es ist wie ein Sonnenregen, der den Himmel nicht verdunkelt, aber den dünnen Boden mit befruchtendem Naß erquickt. —

Das ist in großen Zügen, was das Haus von der Schule, die Schule vom Hause verlangen kann, mannigfache Forderungen und mannigfache Wünsche, zusammentreffend in dem einen Ziele: dem Wohle des Kindes. Wie Vater und Mutter sind beide an dem großen Werke beteiligt, die Schule der Vater, das Haus die Mutter. Aber eins hat das Haus voraus, eins, was ihm seine Mühe erleichtert, seine Sorgen zu Quellen der Freude macht: die tiefe, von der Natur gegebene, allumfassende Liebe zum Kinde. Wer könnte es wagen wollen, darin mit einem Mutterherzen wetteifern zu wollen?

Und doch, ein Strahl von dieser Liebe muß auch verklärend in das Schulhaus fallen, muß auch die Brust des Lehrers durchglühen. Fehlte sie ihm, diese Liebe, er wäre mehr als arm, er wäre bedauernswert, und noch bedauernswerter die Kinder, die ihm anvertraut sind. Es ist ein schweres Werk, Kinder erziehen, das wissen alle Eltern, sie haben es erfahren; aber es sind nur einige Kinder, es sind ihre eigenen, die sie erziehen. Und das dauert nicht ewig, das geht vorüber, das nimmt nur einen Teil ihrer Tätigkeit in Anspruch. Und ist es vorüber, wer möchte da wieder von vorne anfangen? „Gott sei Dank, daß sie so weit sind!“

Nicht so der Lehrer. Er hat viele Kinder zu erziehen, fremde Kinder und ewig Kinder. Die fort-

rückenden werden durch die nachrückenden, die abgehenden durch die ankommenden ersetzt. Und Tag um Tag, Stunde um Stunde dieselbe Arbeit, dieselben Kämpfe, dieselben Sorgen und Mühen. Immer auf seinem Posten sein, immer ausspähend und immer strebend: Wie erreich' ich es? Da kann ihn nur eines stärken und erheben: er muß seinen Beruf als Beruf, seine Kunst als Kunst empfinden, und die Liebe zu seinem Beruf, zu dem Emporbilden zum Licht, die Liebe zu den ihm anvertrauten Kindern muß ihm die Wege zeigen und ebnen.

Dann wird es ihm im treuen Bunde mit dem Elternhause gelingen, sein hohes Ziel zu erreichen, die schwere Aufgabe zu vollbringen, von der der Dichter sagt:

„Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle
zu lösen,
Aber die Liebe vollbringt's, wenn sie sich selber be-
zwingt.“

